

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [15]

Artikel: Vom Schlosse Elgg
Autor: Amberger, Olga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Schloß Elgg.

Plauderei von Olga Amberger, Zürich.

Dazu eine Kunstsseite und neun Tegibilder nach photographischen Aufnahmen von Alfred Nyffel, Zürich.

Nachdruck verboten.

Das Schloß Elgg kommt wie aus Träumen heraus. An einem uralten Tage findet man seinen Namen zum ersten Male genannt. Er schwingt sich aus dem Unerforschlichen empor und spricht von langer langer Vergangenheit. Immer wieder haben seine Laute sich verschoben im Menschenmunde, bis aus seinem frühesten Klange Alachaugia allgemach Elggau und Elgg geformt worden ist.

Das hält jetzt am Ende aus, über uns und unsere nächsten Jahrhunderte hinaus!

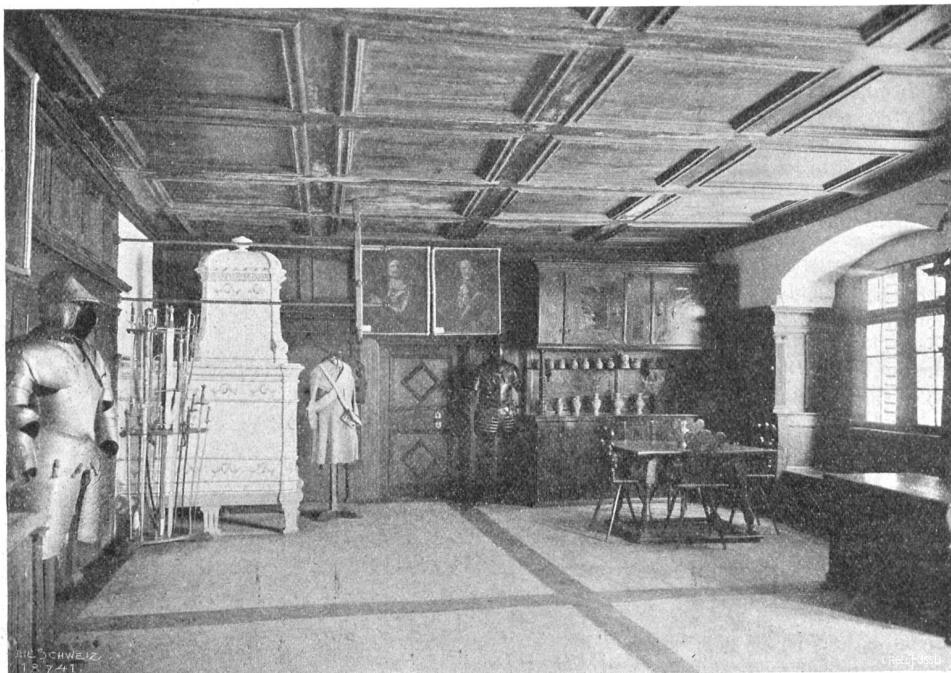
Alachaugia, das ist: Au an der Alach und ist der frische grüne Fleck Gotteswelt, worauf das Dorf Elgg sein Leben, Weben und Gedeihen hat. Es scheint ein fröhliches, gutes Wachstum zu sein in den zusammengeleiteten Giebel- und Riegelhäusern und unter der köstlich duftenden Schale einer mächtigen Lindenkrone. Sie blüht auf dem Kirchplatz. Das Schloß aber erhebt sich auf einem Hügel gegen Mittag und hütet im Arm von rauschenden Bäumen Blatt um Blatt seiner Geschichte.

Eine Wagenschmiede mit Hammerlang und zuckenden Flammen in kohlschwarzer Werkstatt ist das letzte, was man vom Dorfe hinter sich lässt. Dann beginnt der stille, steigende Wanderweg zur Höhe hinauf. Nur kurz ist er, und seidenschwarze Krähen kreuzen manchmal darüber. Die Kastanienbäume in der Schloßallee oben sind reckenhaft hoch gestreckt. So kommt es, daß die Burg ihre natürlichen Riesenwächter hat. Sie trozen beständig: „Unser Schloß ist ein sichtbar vornehmes Haus, ein Edessitz.“ Man muß den aufrichtigen Kastanienbäumen recht geben. Hätte man je gedacht, daß nach der Himmelshöhe zugeschnittene Kastanienstämme so wirksam sein könnten, wenn sie ihre schrägen Schatten-

streifen über den Weg werfen! Und jeder Schattenstrich könnte ein begrabenes Jahrhundert vorstellen. So alt! Da fängt der Forschergeist zu rumoren an: „Ich möchte wissen ... Aufdecken wollte ich ...“ Aber die Geschichtsquellen des Schlosses liegen einstweilen in Buch und Tasche verstaut. Sie ruhen prächtig dort. Das Schloß soll nun einmal mit den genießenden Augen gefürmt werden, gleichsam durch die empfindsame Seele, mit dem Gefühl. Das darf dann freilich so lodernd sein wie der heiße Wagemut von allen Elgger Kriegsherren zusammen. Und von dieser Art hat es viele gegeben. Ach, ihre scharfen Augen sind schon lange im Todeschlummer ausgeronnen, ihre harten Hände sind unter dem Boden zermürbt! Bloß das Schloß blieb stehen, stark und edel. Es kennt die Geschichte von ganzen Geschlechtern. Wenn wir mit seinem Anfangsrechnen wollten, müßten wir um mehr denn tausend Jahre zurück. Wo ist der alte Turm, der den Ursprung der Burg bildete? Auf dem knappen Raume von zehn Metern im Geviert stemmte er sich einst aus ungefügten Steinblöcken zum Tageslichte empor. Rechts vom Schloßeingange weilt sein unterster Teil noch da, verbissen brütend, mit tückischen Ecken um sich schauend unter dichtem Geschling. Anfangs stand er allein am Platze, und das Wohnhaus wurde erst später angebaut. Der Turm zählt darauf, daß er eines Tages wieder aufgerichtet werde und den wehenden Lüsten näher rücke!

Im Vorhofe stößt man auf den Sodbrunnen. Er ist so tief wie eine dunkle Seele. In seinem Augenstern ganz unten im Grunde glimmt eine verlorene Legende. Um einen Reitersmann handelt es sich. Es ist eine geheimnisvoll schöne Sache, und es müßte auch etliche Runde von einer holdseligen Jungfrau dabei sein. Ich hörte einmal etwas darüber singen, klingen und zerspringen wie Glas. Nur die junge Sonne und der eigene Mund lachen einem jetzt aus der fünfundzwanzig Meter tiefen Versenkung entgegen, und die Wasserscheibe wird von einer heranrückenden Quelle taghell durchglühert.

Aber man drängt durch das Schloßtor; man kann es nicht erwarten, bis die Schlußsel ausgeklappert haben und man da drinnen steht. Denn man hat erfahren:

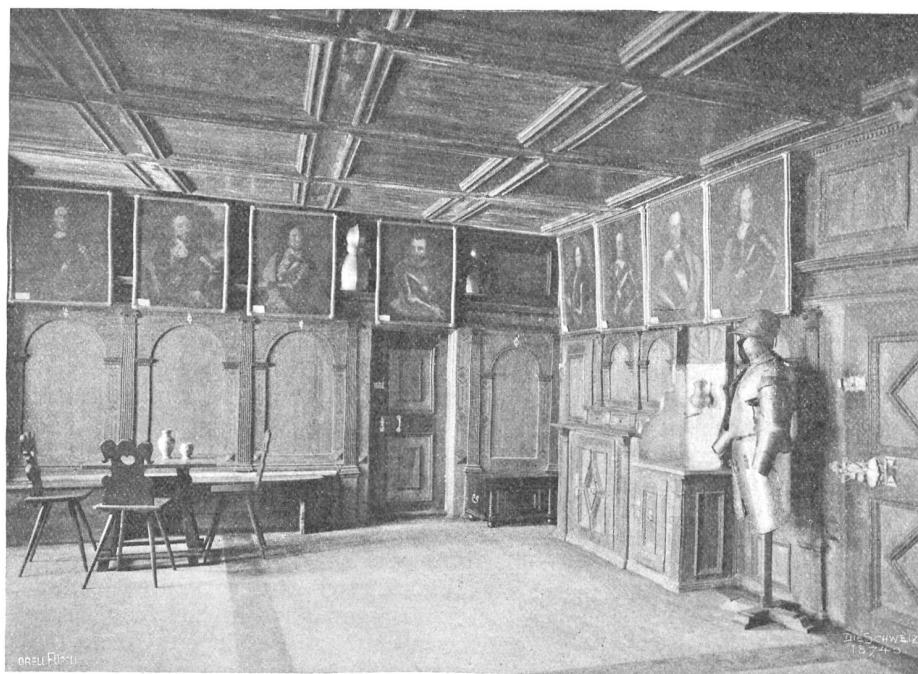


Schloß Elgg. Gerichtsstube.

Das ist das einzige Schloß, meilenweit und länderebreit in der Runde, das inwendig noch die vollkommene Einrichtung birgt, wie sie vor fast zweihundert Jahren ein Schloßherr an seinem winterlichen Sterbetage zurückgelassen hat. Seither hat kein Finger daran rühren dürfen. Generalmajor Hans Felix Werdmüller war der Mann. Aus Mangel eigener Nachkommen schuf er im Jahre 1715 durch ein feierliches Instrument die Herrschaft Elgg seinem von Otto Werdmüller abstammenden Geschlechte zu einem Geschlechtsgut. Solcherart hat es sich bis auf diesen Tag erhalten. Und wir vermögen nun von Angesicht zu schauen, wie vornehme Wohnräume im achtzehnten Jahrhundert ausgesehen haben. Die ältesten Bestände der Ausstattung reichen sogar in frühere Jahrhunderte zurück.

So streift man denn nochmals durch das ganze Dasein des Schlosses. Viele hundert Jahre hindurch gehörte Elgg zum Kloster St. Gallen. Eine Schenkungsurkunde der Abtei aus dem achtzehnten Jahrhundert bringt die erste Botschaft hierüber. Bis vor kurzem hörte man raunen, daß der gelehrt St. Galler Mönch Notker Balbulus auf dem Schloß geboren worden sei, in einer kleinen Stube, vor deren Fensterlein die alten Bäume ewige Lieder summen. Die gründliche Geschichtsforschung unserer Tage wischt diesen Gedanken aus; die Romantik hätte ihn gern behalten und hätte ihn weiterläuten lassen unter lauter fernherströmenden Gesängen des geistlichen Dichters.

Im Jahre 1289 trat die Abtei ihre Hoheitsrechte über Elgg an Österreich ab. Die darnach in der Herrschaft regierenden Herren haben nach der Chronik viel schwelgenden Prunk in das Schloß getragen. Da zwischenhinein haben sie dann wieder die Faust geweckt und haben dreingehauen, damit ihnen weder das Schwert noch die Kraft des Blutes eintröste. Hinterdrein gönnten sie sich ein festliches Ausruhen. Man sieht im schweifenden Geiste, wie ihre gleichenden Gewänder um das graue Schloß aufleuchteten, wie geschmückte Rosse ihrer harrenten unter scharlachroten Reittdecken, und man vermeint zu hören, wie das Jagdhorn durch den Tag erscholl, während flinke Hunde atemlos aussprangen. Pfeisen, Fiedeln und Lauten gaben Begleitung dazu und mußten in das grüne Blattwerk hinaufjubeln, derweil die Minnelieder verstohlen säuselten. Viel Pracht stand ringsum in Gelegten und beim Schmause, Nacht und Tag, unter der Flut von schweren und süßen Weinen. Und hohe Gäste zogen im Schloße an und ab. Frauen, schöne Frauen



Schloß Elgg. Gerichtsstube (mit Ahngalerie).

müssen auch dabei geweilt haben. Heute noch möchte ich einer vieledeln Dame eine Blume reichen, wenn sie sich schnell zeigen wollte. Einen Arm voll eisengrauer Schwertlilien, von den schwülen Blüten, gäbe ich um der erfüllten Laune willen. Den Ritter zu ihren Füßen, den wollte ich noch tausendmal lieber betrachten... Wunderliche alte Episoden möchten lautwerden nach den Aufzeichnungen und sich umschmelzen und ausdeuten lassen durch Dichter und Poeten. Bald fände ein Balladensänger etwas herauszulangen, und bald hätte ein geruhsamer Epiker eine Anregung zu erwägen, und die gewaltigsten Taten und das lieblichste Stückwerk ließen sich verbrämen mit einer Handvoll Eigengespinst. Es ergäbe im ganzen ein unterhaltsames Wezen, und Schalmeien würden ertönen dazu.

Inmitten des fünfzehnten Jahrhunderts fand Elgg sich unter der Oberheit und der hohen Gerichtsbarkeit von Zürich. Zur selben Zeit hatte der Sohn des hochwesigen Zürcher Bürgermeisters Meis auf einen erheirateten Pfandbrief hin die Herrschaft Elgg inne. Er hatte ein strenges Regiment, und hochfahrend soll er auch gewesen sein. Und seine Händel zettelte er so lange aus, bis er, selbst verärgert, nichts mehr von Elgg wissen wollte. Darnach kamen neue Herren. Die Herdegen von Hinweis kausten die ganze Herrschaft und wandelten da dezemienlang ihre Familiengeschichte ab, bis ihr Geschlecht erlosch. Und wieder ritt ein anderer Gebieter auf und ließ sich huldigen durch die Gerichtsuntertanen. Nochmals ein Zürcher: der Panzerherr Hans Heinrich Lochmann, der mit seinen reichen Mitteln das Schloß ausbaute und erweiterte. Er starb zu Padua. Abermals setzte der Wechsel ein; ein Geschlecht überholte das andere. So viel brennendes Auf und Ab, wie es nicht anders sein konnte und wie es immer ist! Und die unendliche weiße Welt der Himmelswölken zog auf ausgespannten Flügeln stürmisch oder

milde über das Schloß dahin. Eine Reihe von Namen surrt ins Gedächtnis, darunter die Erinnerung an die Augsburger Patrizier von Tägernstein, die vor lauter Geldverbrauch und tollem Leben sich selbst im Über-glauben den Goldmachern und Alchemisten verschrieben und die leeren törichten Hände faustdick in Schulden stecken mußten. Nach ihnen übernahm Bonaventura von Bodeck die Herrschaft, am Maitage 1599. Aus der Familiengruft in Elgg ist vor etlicher Zeit ein Junker von Bodeck ausgehoben worden. Wenig war von ihm selbst noch da, aber sein Gewand aus braunem Wollstoff holte man unversehrt aus dem Dunkel; wie rauhe Erde sah es aus, und das Blut war daran angetrocknet, ein Dolchstich hatte es einst zum Fließen gebracht. Das dumpfe Kleid hängt nun als ältestes in der Trachten-sammlung des Schweizerischen Landesmuseums. Hohe schwarze Strümpfe hat der Junker getragen und Pluderhosen darüber, eine enge Samtkappe und viele kleine Knöpfe über die Brust hinunter. Sein Grabstein lehnt in der Schloßkapelle in Elgg. Davor stockt der Sinn einen Augenblick lang über die Stärke einer Samtkappe und über die Zerbrechlichkeit des wertvollen Menschenkopfes darunter. Allein ein einziger Buchsint in den Schloßbäumen, ein harfenzarter Windzug, ein vom Fenster aus erprobtes gelbes Kuhgespann auf den Acker unter kann mit eins finstere Gedanken zerstäuben! Solch einem raschen Windzug ist auch der nachmalige Schloßherr gefolgt, der lebenslustige Rittmeister Peter Sulzer von Winterthur. Er ist eines Tages verschwunden und hat alles mitgenommen, was er abbrechen konnte im Hause. Als Nächstes entlud sich ein langzügiger Streit zwischen St. Gallen und Zürich, kreuz und quer ging es um den Besitz von Elgg. Um Ende bezeichnete das Kloster den Lucas Wald von Altstetten als Verwalter. 1670 aber erschien ein neuer Gerichtsherr, der Bündner Hercules von Salis-Marschlins, der sich von Zürich das Bürgerrecht schenken ließ.

Von ihm erwarb Generalmajor Hans Felix Werdmüller die Schloßherrlichkeit. Das heißt ein Verweilen und Aufhorchen; denn er hat das Schloß zum Fideikommix eingerichtet. So glücklich überdacht ist nicht jedem Edelsize um seine Zukunft gesorgt worden wie dem Gute Elgg, das heute noch unangetastet im Besitz der Otto Werdmüllerschen Familie ruht.

An einem Sommertag im Jahre 1715 ritt Felix Werdmüller mit stattlichem Aufzug in Elgg ein. Drei Jahre früher hatte er das Schloß erstanden um 63,000 Gulden und 100 Dublonen Trinkgeld. Doch zog er erst auf seinem neuen Landsitz ein, nachdem der Friedensschluß des spanischen Erbfolgekrieges, worin er mitgefochten hatte, zu Ende gebracht worden war. Als General hat er in französischen und holländischen Diensten gestanden. Sein Denkmal (s. S. 347) hat er von seinen Nachfahren gestiftet bekommen; es ist in der Schloßkapelle eingemauert. Sollte man die lateinische Inschrift übersetzen? Da möchte ich lieber sein Haus reden lassen. Das hat er ausgestattet, darin hat er gewohnt; den matten und hellen Schimmer dieser herrlichen Tapeten und Teppiche hat er in seinem Auge gefühlt, an diesen formschönen Möbeln und Defen ist er vorbeigeschritten, er selbst ein Cavalier in geschmaclvoller Kleidung. Darum ist es, als würde ein anderes Leben in einen hineinquellen in dieser Umgebung. Und doch hat der General es nicht lange ausgehalten auf seinem schönen Schlosse. Er hat den Zürcherstaub von der Perücke geschüttelt und ist bald wieder nach Holland zurückgereist. Unter jenem flachen blassen Himmel harrt er seiner Erweckung. Aber hier, in diesem freudig-roten Schlafgemach (S. 351 v.) hat er schlafend geatmet. Ueber die Wände wallt gepreßter, ausländischer Plüscher hinunter. Glutrote Blumenornamente schwimmen auf gelblichem Grunde, und auf taubenweißem Untertone streben eingewobene Pilaster am Wandrande hinauf. Sie geben den abstechenden Rahmen.

Die hochlehigen Sessel sind in denselben berückenden Stoff gehüllt. Das Auge kann Ernte halten im stärksten, glühendsten Rot. Mit blendender Gewalt aber zündet der rote Vorhang des Prunkbettes aus der Ecke. Schilfgrüne, matte Seide weitet den Bettihimmel inwendig aus, und die Schnuckalten und Schnüre bieten nur rot und grün in fließender Abwechslung dar. Wie in einem mohnroten Kahn möchten die Träume des Schloßherrn sich schaukeln; er stand freilich schon im Abendrot seines Lebens, er rückte bereits gegen die Sechzig.



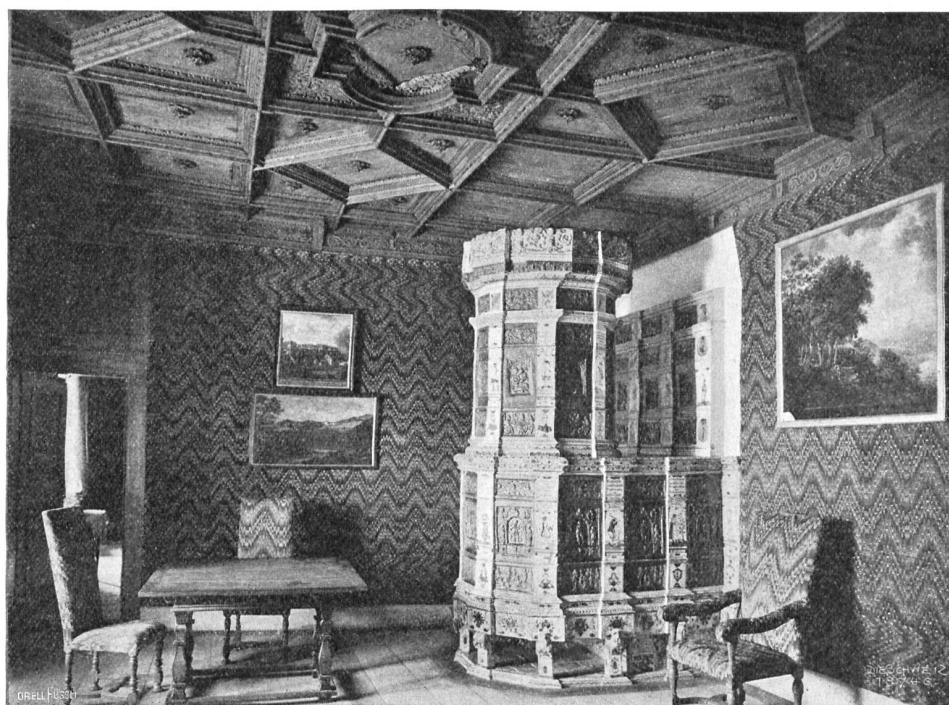
Schloß Elgg. Untere Spionenkammer (mit Gobelins).



Schloß Elgg. Schlafgemach des Generalmajor Hans Felix Werdmüller, mit Blick in die obere Spionenkammer.

Aber all die Wärme und Wonnen dieses roten Zimmers vermag doch nicht den kühlen nüchternen Plattenboden zum Leben zu bringen. Was soll der kalte Boden unter der roten Pracht? Er spricht als Merkmal seiner Zeit. Den feinen guten Bildnissen, die rundum verteilt sind, kann man lange ins Amt schauen; am längsten haucht natürlich das ruhige kluge Gesicht des Generals Werdmüller selbst. Aus einem Oval tritt es heraus. Es ist ein Gemälde von H. W. Limborch. Das Licht sprüht über die rechte gepanzerte Schulter, und die Allongeperücke rieselt stolz hernieder. Wenn er nun plötzlich in seinen stattlichen Locken und der zarten Halsfratze unter dem Kinn durch sein Zimmer wandelte, so tönte allen Sinnen ein Farbenlied. Aber noch mehr Würde schlug an den Tag, wenn er unten in der Gerichtsstube (S. 348 f.) sein Amt versah. Das ist ein als typisch zu nehmender Raum für den Zimmerstil in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. In seiner schlichten Täfelung bricht schon die beginnende architektonische Gliederung der Wände durch in schlanken Kan delaberpilastern, die

eine hübsche Unterbrechung der Fläche bedeuten. Das Büffett nemt mit der Jahreszahl 1583 sein eigenes Alter. Es trägt überdies in seinem Holz das eingeschnitzte Wappen des Zürcher Panneherrn Lochmann und selbiges seiner Ehefrau. Auf diesem Kredenztische wird einmal der Panneherr den silbernen Trinkbecher, den ihm die Elgger bei seinem Auftritte überreicht hatten, abgesetzt haben. Das Gießfass nebenan ist aus blinkendem Zinn von überraschender Schwere. An den Friesen läuft eingelegte Holzzier hin. Oft sind wohl die angstvollen Blicke eines vor Gericht Zitternden den Schneckenlinien der Wandborten nachgejagt, weil sie nicht mehr hinausfliehen durften durch die damals noch winzigen Fenster.



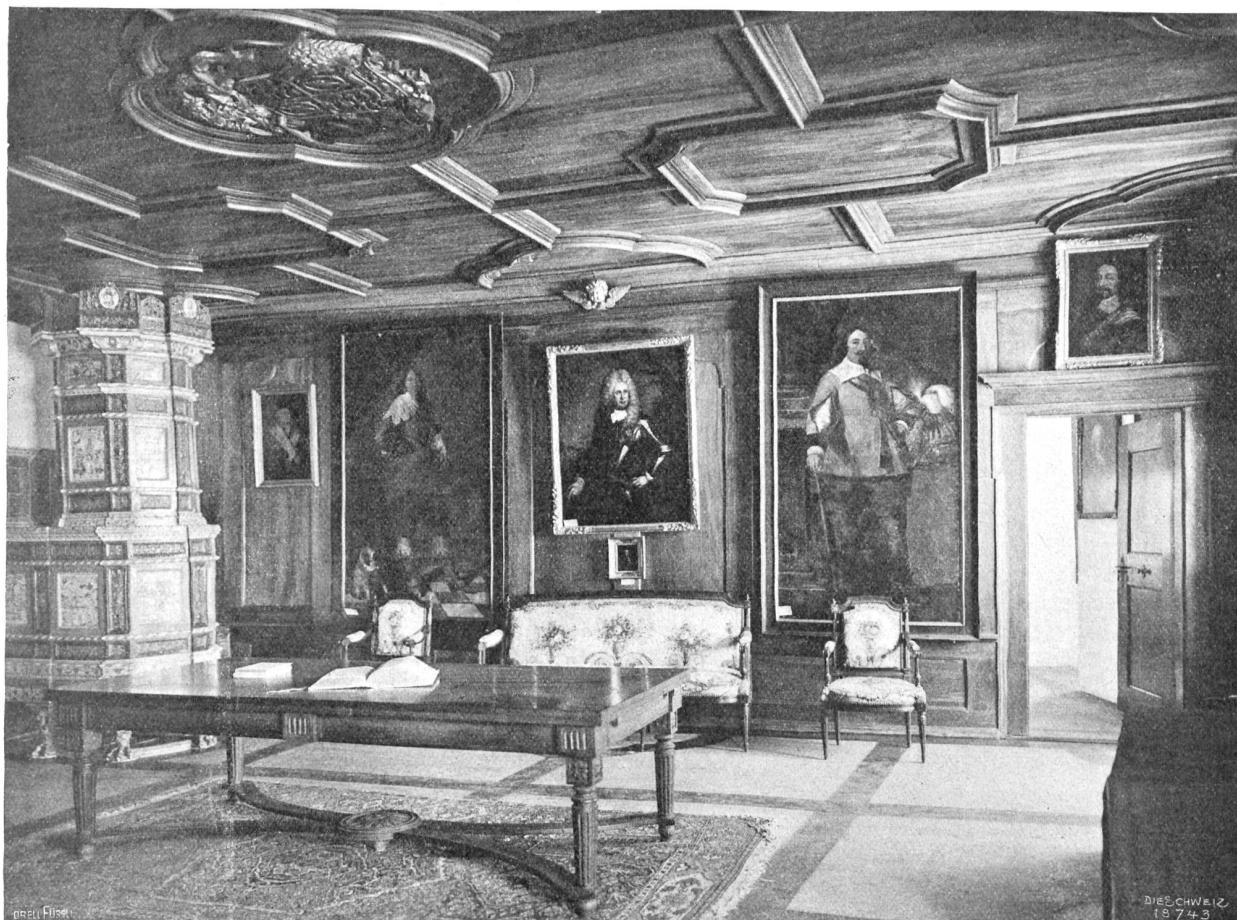
Schloß Elgg. Obere Spionenkammer mit Winterthurer Ofen aus dem Jahre 1668.

aufwachen, aber davon läßt sich heute kein Herz mehr einfangen. Auf dem Fenstersitz ruhen und ins Blaue hineinträumen und an denjenigen denken, der einem feuer ist, das ist doch weit schöner. Das Prickelnde kommt von selbst dazu, wenn ein Truhendeckel sich aufstut, Schmuck und Schäze preisgibt. Da greift man zuerst einen Heiratskontrakt heraus auf teuflichem Bergament; er wird ausgebreitet, bis er auf einmal so groß ist wie eine Tischplatte und einem das längst entchwundene Brautglück schier in die Augen brennt. Als zweites steigt ein rein gestochenes Siegel heraus; es beträgt mit seinem roten Munde eine Kaiserliche Unterschrift aus dem Jahre 1679, die in verblaßtem Sammtumschlage schlummert mit Goldschnüren daran. Kaufbriefe, woran viele wichtige Siegel in Kapseln baumeln, gleiten durch die Finger, und dann legt man ein Gesetzbuch in gepreßtem Schweinslederband auf den Tisch. Beim Blättern enthüllt sich eine erste schriftliche Festsetzung der mancherlei Starren, oft so unruhigen Formeln, Sätzen und Gebote in der niedern Gerichtsbarkeit Elgg aus dem Jahre 1535. Es stelzt eine bedächtige kleine Schrift über das feuchte Bergament, aber die Lust wird fühl unter den leichten und schweren Dingen und dämpft einem den Atem. Aufschauen muß man! Die Familienbilder in der Gerichtsstube verdienen einen

raschen Blick, nicht um ihrer Ausgezeichnetheit willen, aber wegen der Menschen darauf. Der Zürcher Seckelmeister und Reichsvogt Hans Conrad Werdmüller schaut aus ihrer Reihe herab. Er hat einst mit dem Statthalter Thomas Werdmüller, dessen Bild die Büffettwand zierte, den Zürcher Burgermeister Waser auf den Bundeschurz nach Paris als Gesandter begleitet unter den blau und weißen Farben. Zu den Geleitsleuten zählte noch ein dritter Werdmüller, Leonhard, der Gerichtsherr zu Detlishausen. Sein Porträt fehlt ebenfalls nicht. Die Gerichtsstube wußte um vieles, das sich hier abgespielt hat. Um Lebensleid und Menschenlust. Es bleibt aber manches im Halse stecken, man kann nicht alles erzählen. Auch ruft die Spionenkammer (S. 350) mit ihrem vielsagenden Namen über die Schwelle. Etwas Seltenes bewahrt sie: Gobelins! Sie erscheinen als blaugrüne üppige Landschaftsbilder mit sonnenhellen Schlössern darin, vor denen Fontänen sprudeln und mancherlei Vögel in und unter den Bäumen flattern. Es fragt sich, ob sie aus Frankreich oder aus Holland stammen. Sie verlangen ein Bestaunen und ein kurzes Ueberdenken zugleich. In unserem Lande wurden einstmals alle bekannten Wandzierden aufgestellt, von aufgespannter bemalter Packleinwand an über Tannengetäfer mit Bildern in den Feldern weg bis zu gepreßten Gold- und Ledertapeten. Einzig der Luxus von Gobelins blühte beinahe nur als Rarität. Die Wünsche zielten deswegen doch nach Wandteppichen hin; denn im Handel mit Oberitalien und beim Kriegsdienste in Frankreich und Holland schoß manchem die Sehnsucht nach den feinen fremden Dekorationen ins Auge. Aber es fiel niemals leicht, Gobelins in die Stube zu bekommen, nicht wegen schwierigen Herstellens in die Heimat und gar nicht etwa wegen Mangels an Mitteln, sondern deshalb, weil man selten einen fertigen Teppich auffinden konnte, der genau in die zu Hause vorhandenen warten den Räume hineinpäfzte. Da treffen wir nun unsere Vorfahren also gleich auf einem fröhlich pfiffigen Auswege. Wenn sie dem schon einen Gobelin erhandelt hatten, so mußte er sich auch einfügen, wie es die Wand verlangte. Einmal wurde ein allzu langes Stück umgeschlagen, ein ander Mal ein überzähliger Rand weggeschnitten, ohne daß das Herz weh tat im Leibe, und die Abfälle gerieten als Flicken an anderswo leer ausgegangene Stellen. So konnte es sich ereignen, daß ein vollkommen gewobenes Bild kurz und bündig unterbrochen wurde durch eine eigenständige Zimmerecke. Ähnliches trägt auch diese sogenannte untere Spionenkammer auf dem bunten Gewissen. Die Gobelinwand hört schlankweg ohne Randkante auf hinter dem Ofen. Sie ist um den rechtseitigen schmückenden Blumenfranz gekommen. Solche Unbefümmertheiten waren aber allerorten der Fall zu damaligen Zeiten, und niemand lehrte sich



Schloß Elgg. Winterthurer Ofen (aus dem Jahre 1607) im Mittersaal.



Schloß Elgg. Mittersaal; an der Decke das Werdmüller'sche Familienwappen.

daran, daß es ein Gefühl für ausgeglichene Raumfüllung geben könnte. Ihre glückvolle Freude hegten die Besitzer dennoch an den sammitweichen muntern Farbenwänden. Darum pflanzten sie niemals hohe Möbel in die Repräsentationszimmer mit Stoffbildern hinein, nein, das wenigstens taten sie nicht; der Wandteppich durfte nicht verdeckt werden. Da entstand die niedrige Kommode! Schränke und ragende Schreine wurden auf den Flur und in die Rämmern verwiesen. Im Schloße Elgg fanden sie genug Raum in den weiten Gesindestuben.

Gleich eine ebenso vortreffliche Augenweide spendet das obere Spionenzimmer (S. 351). Dort flammt nämlich vor den Wänden in Himbeerrot, Orange, Grün und Blau die ausgezeichnete Weberei des so geheißenen Punto ungharese. Wie das ineinandergreift und aufzündelt in flackerndem Wellenmuster! Vielleicht prangt hier die einzige vorhandene derartige Wandbekleidung im ganzen Lande. Die kostlichen Gewebe wurden um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts in vielen reichen Zimmern aufgespannt, aber nirgends sind sie frisch und vollständig hängen geblieben wie hier, als wären sie erst gestern hingehetzt worden. Ueber sich hat man die hübschen Profilierungen einer Kassettendecke. Sie zeigen deutlich bündnerische Arbeit. Der Fingerzeig weist auf den einstigen

Gerichtsherrn Hercules von Salis-Marschlins hin, der die Decke wahrscheinlich anschlagen ließ. Aber erst der Ofen! Der ist ein Glanzstück, das einem den gelben Neid bis in die Haarwurzeln hinausjagt. Er ist das lichte, heitere, wärmende Werk vor Hans Heinrich Graaff, dem „Haffner zu Winterthur“. Im Jahr 1668 hat er den Ofen vollendet. Wie edel der Turm aufgebaut ist von den schlanken Füßen bis zu seiner wunderbaren Krönung hinauf, das läßt sich auf dem Bild (S. 351 u.) bewundern. Aber das kreisende, bunte Spiel seiner Racheln, das muß erst der wirkliche Tag ausstrahlen. Ueber die weißen Platten schlingen sich starffarbige Blumen, die grünen Tafeln umfassen Figurenreliefs: die Fußwaschung ist zu sehen und das Urteil Salomons spielt sich ab in meergrüner Farbe. Dazwischen verteilen sich figürliche Sinnbilder der Jahreszeiten:

„Da kommt der suse most
Und füllet dan die Fäss
Und macht dem Wingertman
Die Gurgel glat und naß“

verheißt der Spruch im Weinmonde. Denn jeder Monat stellt sich durch Bild und Reim ein. Ein unwiderstehlicher Ofensitz bannt den Fuß. Zwei kleine gelbe Löwen lagern wie Kätzlein auf den obersten Stufen an der Wärme. Und die Rückwand verkörpert

in ihren Feldern die Naturelemente durch Frauen-
gestalten. Fürwahr, es hätte ein Junker dort keine
lange Weile verspüren müssen, wenn er auf dem
Ostentritt saß. Ich will nicht verraten, weswegen.

Die Edelsteine des ganzen Schlosses stecken im so-
genannten Rittersaal (S. 352 f.). Das sind die Seiden-
möbel im Stile Louis XVI! Man kann es nicht lassen,
mit schmeichelnden Augen und Fingern darüberhin
zu kosen. Auf dem perlweissen Seidengrunde liegen
gestickte Blumensträuße, ruhen Blumen in Schalen so
zart wie seine Blüten, die von weißen Händen im Schoß
einer Frau gehalten werden. Es flimmert ein Rot
heraus, wie jenes von süßen Erdbeeren, und ein Blau,
wie jenes des vielbesungenen Bandes, woran die
Schäferin ihr Lämmlein leitet. Und kein Gewinde
gibt sich wie das andere. Gleich einem sommerlichen
Rasenstreifen umsäumt ein reisedgrüner Rand das
Kissen. Das klingt leise hinüber in die nussbraunen
Holztöne. Und wieder herrscht ein Winterthurer Ofen
mit biblischen Bildern aus dem Jahr 1607 im Saale.
So königlich schön er ist, er darf doch die Möbelpracht
nicht überstrahlen. Die Innengestaltung des Ritter-
saales ist charakteristisch für das achtzehnte Jahr-
hundert. Von der Decke blickt das Familienwappen
der Werdmüller von Elgg. Das Mühlrad darin geht
auf den Stammvater dieses alten Zürcher Rats-
geschlechtes zurück. Er war Besitzer einer Mühle am
unteren Werd an der Sihl. Und die drei Bären er-
innern an das Kloster St. Gallen. Nur sind mit den
Jahren aus den spitzen Bärenköpfen, weil die Tiere
nicht immer gut und verständlich nachgeahmt wurden,
grimme Hunde geworden mit Halsbändern. Man
erkennt wieder einmal den Beweis, daß Wandlungen
an historischen Dokumenten geschehen können. Zwei
Kostbarkeiten schließt dieser Saal ein, die acht Seiden-
möbel und dann neben dem Ofen ein Gemälde von
der Hand Hans Aspers. Es macht die Persönlichkeit
des Ratscherrn und Seckelmeisters Jacob Werdmüller
lebendig, „eines alsten, ernsthafften, dapfferen manns
guter achtung und allts herfummens“. Aber es duldet
noch andere wertvolle Gemälde um sich, lauter Bild-
nisse, und alle Dargestellten sind des gleichen Namens.
Einmal ist ein junger Werdmüller darangegangen, sich
selbst zu malen, und er hat ein auffallendes Porträt
zuwegegebracht, das Bild eines Jünglings, der mit
gespannten Augen und Lippen in offener Sehnsucht
über einen Spitzenträger hinaussieht. Der junge Mann
ist frühe gestorben. Dann ist jener bärige Mönch
Werdmüller zu betrachten neben seiner Gattin. Er
hatte sich im Ausland dem katholischen Glauben ge-
weiht, und seine Familie im frommen Zürich konnte
es schier nicht ertragen, wie das Geschrei in der Vater-
stadt über ihn zeterte. Sie wollte ihn um des Himmels-
willen zum alten Bekenntnis zurückzwingen. Es hat
dann bloß ein Frauenlächeln dazu gebraucht. Als
sein Herz von einer Zürcher Jungfrau getroffen und

erfüllt ward, da mochte er in keiner Mönchsstutte mehr
bleiben. Er nahm sich seine Geliebte. Der berühmte
General Rudolf Werdmüller, dessen Weltlauf aus
tausend originellen Einfällen zusammengewürfelt ist,
hat vielfach gemalte Gestalt angenommen unter den
Bildnissen. Als junger Ravalier ließ er sich malen,
nachdem er 1630 zu Genf bei einem adeligen Bogen-
schießen die beste Gabe gewonnen hatte, worüber eines
seiner halben Teufelsgeschichtchen umläuft. Im so-
genannten Weiß-Saal, worin ein Himmelbett mit
goldfarbenen Vorhängen Parade steht, hängt sein
Kinderporträt. Zartgrüne Strümpfe, gelbgestricheltes
Wams und Pumphosen herrschen da und zu all dem
adeligen Purz ein altkluger Knabenkopf. Dann löst
sich noch ein seltsames Bild aus der Schar: das
fremdartige Gesicht jener türkischen Sklavin, die Ge-
neral Rudolf sich einmal aus Dalmatien mitge-
nommen hatte. Sie wundert sich aus dunkeln Augen
heraus unter einem hellrotgestreiften Turbane. Eine
Stumpfnase streckt sie, und rotblonde Haare umdrängen
ihr junges Gesicht. Man denke und lache nur, lange
Zeit müßte ihr Bild verkehrt hinter dem Ofen hängen,
weil eine Heidin nicht offenen Angefichtes unter ehr-
lichen Christenleuten weilen sollte, auch nicht im Bilde.
Sie ist aber getauft worden mit dem Namen Emerentia.
Doch den Zürchern gab es jedesmal einen Stich und
ein Gruseln, an sie denken zu müssen, sei es, daß es
der ehemals Andersgläubigen galt, oder sei es, weil
die Dalmatinerin wirklich so bestrickend gewesen ist,
wie Conrad Ferdinand Meyer ihre Schönheit ausge-
malt hat in seiner Novelle.

Außer diesem türkischen Abwege hätte man noch
Dutzenden von Spuren nachzuziehen, bis alle Räume
des Schlosses durchwandelt wären, hinter eisenbeschla-
gene Türen zu lauschen, vor meterdicken Mauern zu
schauern, Rüche, Kammern und Gelasse zu durch-
stöbern. Allein schon alle Werdmüllerahnen mit den
vornehmen Gesichtern und Kleidern, den weißen
Händen und hellen Stirnen haben Geschichte um Ge-
schichte auf ihren Zügen und in den Augen. Sie sind
da in dem Farbenreiche beisammen, einer neben dem
anderen, und machen Eindruck durch die wunderselige
Bermischung ihrer verflossenen Geschicke mit der Gegen-
wart. Lauter Menschen, die den Namen Werdmüller
führten und deren Leben durch Berg und Tal lief.
Große gemalte Stammbäume an den Wänden geben
Aufschluß über sie.

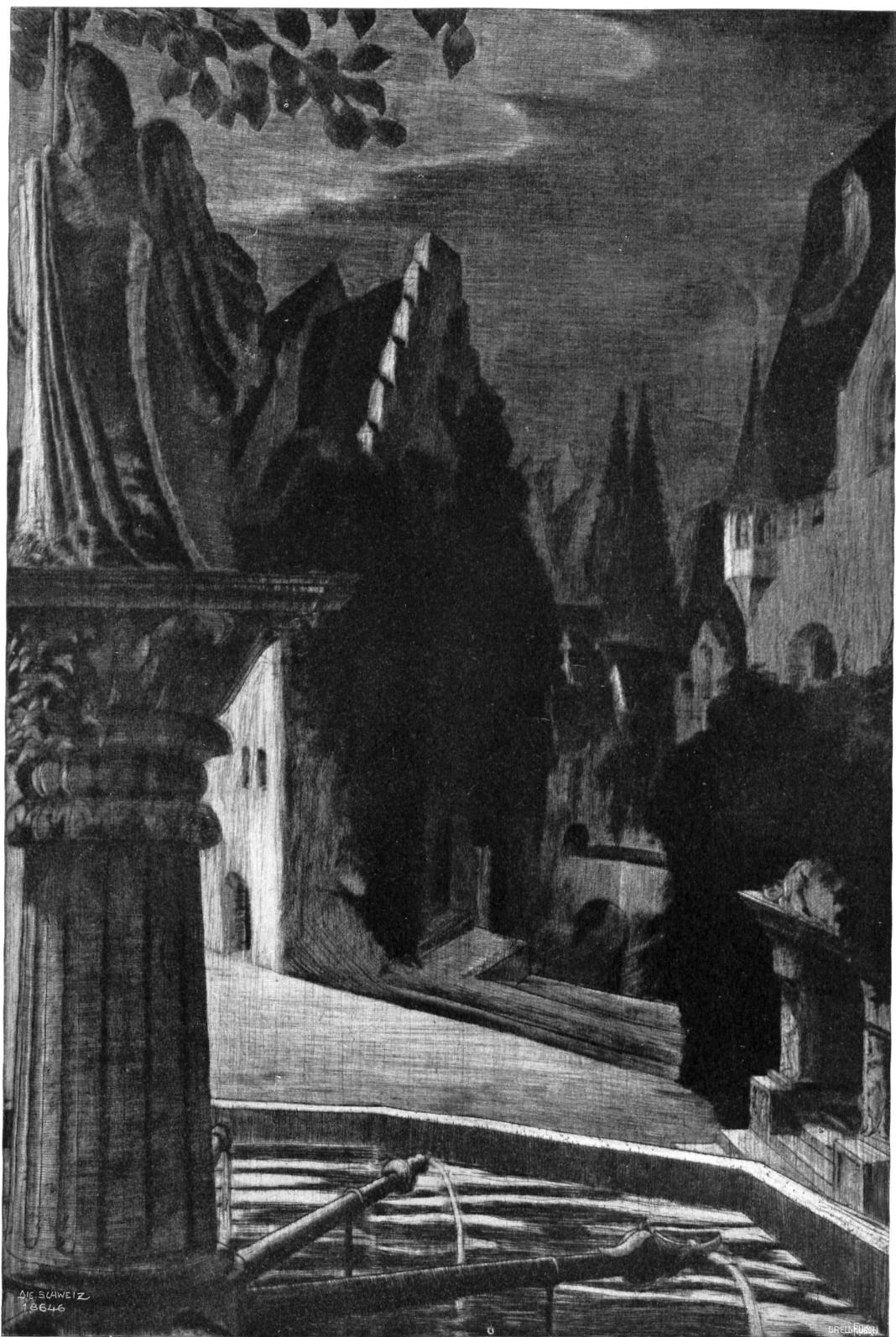
In der schreibefrohen Zeit des achtzehnten Jahr-
hunderts hat einmal ein geistlicher Werdmüller die
Familien geschichte niedergeschrieben; sie erzählt in zehn
Quartbänden bis zum Jahre 1747. Darin sollte man
behutsam lange blättern! Im Schlosse Elgg aber sollte
man lange in der Stille verweilen, bis man die alte Zeit
rauschen hörte. Die Vergangenheit müßte so vertraut
naherücken, daß man darob helllichtig würde. Es müßte
ein besonders blinkendes Erlebnis daraus werden!

Aphoristisches.

Man soll von seinem Nächsten nicht mehr Gerechtigkeit
fordern, als man ihm selbst zu verschaffen bereit ist — be-
sonders nicht von der Gesamtheit seiner Nächsten: vom Staat!

Die schlechte Münze vertreibt die gute ... Das weiß
jeder, der seine Gefühle gemünzt bei sich trägt!

W. Eggenschwyler, Turin.



Hans Wihig, Bürich.

Der Wächter.
Radierung (1912).